

Theater und Universität

Autor(en): **Steiger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen, Wohnen, Leben**

Band (Jahr): - **(1955)**

Heft 21

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-651116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bleibt die Stadt anpassungsfähig: dank ihrer restlosen Angepaßtheit und nie versagenden Anpassungsfähigkeit ist sie ein Beispiel vollkommener Harmonie und deren lieblich-sten, schmetterlingsschnes Geschöpf geworden. . . .

Und zweitens sagt Hermann Hiltbrunner:

«Was größeren Städten etwa nachgesagt wird, daß sie menschliche Tiefe veroberflächlichlichen, kosmisch gerichtetes Gemüt gesellschaftlich verflachen, gilt für Zürich nicht. Schaffende Größe vermag, wenn sie will, in Zürich noch abseits zu wohnen, findet hier noch immer die notwendige Einsamkeit; eine Konfrontation mit der Öffentlichkeit ist nicht Gesetz, ein Konflikt mit ihr, eine Reibung an ihr nicht unumgänglich. Wo aber von einer tatsächlichen Beeinflussung die Rede sein kann, beruht sie nicht in einer Verflachung, sondern höchstens in einer Harmonisierung menschlicher Größe; denn Zürich giebt Milde und Versöhnung, vermittelnden Einklang aus über alle Kreatur. Zürich, wenn es das Schöpferische beeinflusst, harmonisiert dieses und macht im Laufe der Jahre wahrscheinlich und angepaßt, was übersteigernd oder gewaltsam und erzwungen ist.»

Wenn wir Thomas Mann fragen, so schenkt er uns mit seinem Brief für das im Verlag Oprecht erschienene Zürich-Buch (mit der Einführung von Prof. Jean R. von Salis) folgendes Bekenntnis:

«Die liebe Züristadt! Hier ist sie wieder einmal in wohlgefühnten, künstlerisch trefflich ausgeführten Ansichten ihrer Schönheiten und Traulichkeiten. „Angefangen an trauem Ort“, schrieb ich meiner Frau in das Buch „Lotte in Weimar“, aus dem ich 1938 im Schauspielhaus zum Abschied vorlas, und das ich in Amerika beendete. Fünfzehn Jahre habe ich in der komfortablen Weite jenes Landes gelebt und bin sein Bürger geworden. Aber merkwürdig! Je länger ich dort war, desto bewußter wurde ich mir meines Europäertums, und immer dringlicher, fast ängstlich, wurde der Wunsch nach rechtzeitiger Heimkehr zur alten Erde.

Wenn ich aber „Europa“ dachte und sagte, so meinte ich immer die Schweiz, genauer: den trauten Ort, den ich von früh an geliebt hatte, und in dessen Schutz ich fünf Jahre lang glücklich tätig gewesen war. Ich meinte Zürich – und so bin ich denn wieder da, wieder unter den alten Freunden, von denen nur leider mancher schon ins Ewigte entschwand. Wieder blicken meine Fenster auf den See, seine abendlich funkelnden Hügelufer und die „türmende Perle“. Der Föhnsturm fegt, er geht auf die Nerven, aber auch das gehört zur „Trautheit“, und ich lächle zufrieden. „Verbringung des Lebensabends und literarische Betätigung“ heißt es amtlich als Zweck meines Aufenthaltes in

dem Papier, das mir die Niederlassung (gleich die Niederlassung!) gewährt. Literarische Tätigkeit und nicht so einfach daumendrehendes Vor dem Hause sitzen im Lebensabendschein ist also geradezu Vorschrieb. Nun, auch mit diesen Zeilen, diesem Vor-Wörtlein zum Zürcher Bilder-Album gehorche ich ihr. Wie gern geschieht es! Wie herzlich gern!

Thomas Mann hat dieses Bekenntnis im Jahre 1953 abgelegt. Sein Brief ist keine platonische Liebeserklärung, kein bloßer literarischer Wisch. Der Autor der «Buddenbrooks» und des «Hochstaplers Felix Krull» lebte nicht nur still zurückgezogen an den idyllischen Ufern des Zürichsees. Er war auch oft in der Stadt, lebte mit ihr, war bei seinen Freunden auf Besuch, saß im Café, und natürlich im Theater, wo er aber nicht nur vorlas und sich feiern ließ. Ungeniert konnte man mit ihm diskutieren, ihm opponieren, er hatte auch Kontakt mit den einfachen Leuten, mit der Zürcher Bevölkerung; ihm gefiel Zürich.

Adolf Guggenbühl ruft energisch aus: «Zürich ist kein Schmelztiegel», und erklärt: «Ich will nicht behaupten, daß ich mich in Zürich fremd fühle. Ich merke aber, daß ich nicht hundertprozentig assimiliert bin, nicht so wie jene Zürcher, deren Vorfahren schon im 18. Jahrhundert oder noch früher einwanderten.»

Zwei Jahrzehnte vor diesem Urteilspruch schrieb der Berner Hermann Hiltbrunner: «Ein Einfluß Zürichs aber ist gewiß und ist hervorzuheben: Die meisten jener Hergezeiten und Heimatsuchenden, denen diese offenerzige, freimütige Stadt Heim und Herz verliehen hat, unterliegen der Suggestion von Landschaft und Menschen in der Weise, daß sie in kurzer Zeit irgendwie Zürcher werden, Zugezogenes verfallt dieser Stadt, Fremde naturalisieren sich buchstäblich, es fällt ihnen leicht und sie bleiben der Stadt treuer als Autochthonen; für sie ist Zürich die Stadt, in die man immer wieder zurückkommen muß, wenn man einmal in ihr gewohnt hat.»

Wer hat nun hier recht? Adolf Guggenbühl oder Hermann Hiltbrunner? Und wie sieht die Schmelztiegelfrage aus, wenn wir den Gedichtband «Um uns die Fremde» von Max Hermann-Neisse (Verlag Oprecht) aufschlagen und die tieferlebten Verse «Erinnerung an Zürich» lesen: «Wie damals uns die Tage mehr beglückten: vom Frühlingshügel grüßten wir den See, die Kinder friedlich Osterblumen pflücken, und fern erglänzte der Gebirge Schnee, die Wirtin brachte morgens Festgeschenke,

dann saßen wir an dem besonnenen Strand – wenn ich jetzt dieser leichten Zeit gedenke, wird mir verhaßt mein neues Herbergsland. Einträchtig gingen wir des Waldes Pfade, die Hasen spielten, ein Fasan erschrak, als abermals das grünende Gestade vor meinem Blicke paradiesisch lag, die Ostersonne rötete die Ränder, die Boote zogen ihre goldne Spur, es flatterten die bunten Fahnenbänder, und die der Möwenflug die Kurven fuhr.

Wie freundlich jeder Abend mich betraute: die Schänkenstube wärmte meine Rast, bald war ich der Gemütlichkeit der Leute ein wohlbekannter, stiller Lesegast, die Kellnerin besprach mit mir die Zeiten, der Wirtshund schmiegte sich an meine Knie, den Heimweg nachts in Ufer einsamkeiten umsang der Wellen Schlummermelodie.

Dann lag ich noch so manche gute Weile im Dunkel wunschlos wach und war getrost: das ganze Leben hatte keine Eile. Zuletzt hat mich ein Kinderschlaf liebkost. Es ängstete mich keine bösen Träume, und jeder Morgen kam verliebt zurück.

Die beim heimlich vertrauten Räume behüteten ein stetes Frühlingsglück.

Wie damals noch das Leben mich verwöhnte, und wie es mich jetzt arm und furchtsam macht! Was dort mit meinem Dasein mich versöhnte, hat jetzt mir Unglück und Gefahr gebracht. Dort sprachen Wasser, Menschen, Gärten, Gassen mit einer Sprache, die mein Herz verstand. Jetzt weilt ich über verbittert und verlassen in gastlichem, doch grausam fremdem Land.»

Ist das nicht ergreifend? Bedürfen diese Verse eines Kommentars? Ist das kein hundertprozentiger Lebensbeweis gegen Adolf Guggenbühls Behauptung, Zürich sei kein Schmelztiegel?

Gewiß, auch Max Hermann-Neisse wurde einmal vertrieben aus Zürich. Eine Schande war's. Eine Schande bleibt's. Aber Max Hermann-Neisse und auch seine Mitbetroffenen wußten, daß ein Teil der Politiker und

der Einheimischen gegen diese Unduldsamkeit kämpften und, soweit dies möglich war, für Dauerasyl sorgten.

Thomas Mann bezeugt in seinem Vorwort zu «Um uns die Fremde», daß die Stadtlandschaft Zürich «vielleicht mit so schmerzlicher inniger Empfänglichkeit für ihre Reize, so dankbar immer wieder anhebendem Fleiß noch niemals geschildert und gefeiert worden ist». «Ach es hat ihn», so schrieb Thomas Mann, «wie heute die Leute schon sind, auch wohl nicht lange in seinen Mauern geduldet, hat den Flüchtling wohl gemahnt, sich gefälligst weiter zu heben. Aber er trägt's ihm nicht nach, er singt sein Lob.» Mit neun Gedichten besang der dichterisch begnadete vertriebene Flüchtling Zürich! Trotz alledem und alledem.

Genügen die drei zitierten Autoren als Zeugen dafür, daß Zürich auch freundlich sein und Eis zum Schmelzen bringen kann – wenn, ja wenn es umschmelzen will? Liegt nicht gerade darin, daß Zürich den Fremden nicht wie Ibsens Knopfgießer in «Peer Gynt» zuruft: «Du mußt umgeschmolzen werden», eine spezifische Toleranz und Freundlichkeit?

Dringt Adolf Guggenbühl, der natürlich einwenden wird, es komme ihm darauf an, vor allem die Zürcher zu Zürchern zu machen, darauf, daß wir die Vox Turicensis aufrufen? Sollen wir noch zu der von der Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidenten herausgegebenen Anthologie «Zürcher Lyrk» greifen?

Sollen wir die Literatur- und Kunstpreisträger der Stadt Zürich aufrufen und um ihr Urteil bitten? Sollen wir die Literaturpreisträger C. G. Jung (1932), Felix Moeschlin (1935), Maria Waser (1938), Robert Faesi (1945), Traugott Vogel (1948) und Fritz Ernst (1951) anfragen – nachdem wir H. Hiltbrunner bereits zitierten? Sollen wir die Kunstpreisträger fragen? Auch hier gibt es bereits eine stattliche Reihe.

Hermann Haller (1949) und Willy Burkhard (1950) haben zwar Limathalen bereits verlassen. Beide hatten eine große Gemeinde in unserer Stadt. Darum wäre es interessant, einen Reporter in den Olymp zu schicken, um sie über den «Schmelztiegel» zu befragen. Olthar Schoeck (1943), Hermann Hubacher (1944), Arthur Honegger (1946), Paul Bodmer (1947), Ernst Morgensthaler (1952), Paul Müller (1953) und Helen Dahm (1954) sind aber auch zuständig, auch sie könnten interviewt werden.

Wenn wir sozusagen «Alles in allem» nehmen wollten, so müßten wir auch die Kandidaten für den Literaturpreis 1955 befragen und schließlich die Kernfrage stellen, ob es sich hier nicht um ein Stück der Kultur-

und Gemeinschaftskrise handle. Aber wir wollen hier weder so weit ausholen und schon gar nicht von Krise reden. Wir haben ja bereits festgelegt, daß wir zur Guggenbühlschen Kapuzinerpredigt ja und nein sagen. Wir sagen sogar zu vielen Punkten ja.

Wir sagen ja, wenn er sagt, die Zürcher seien groß. Tatsächlich: das sind sie! Wir sagen ja, wenn er feststellt «Ein anderes Hindernis für die Erhaltung des zürcherischen Geistes bildeten die Ausländer.» Wir sagen ja, wenn er erklärt: «Viele der Berner, die sich in Zürich niederließen, waren als Künstler, Schriftsteller oder Politiker sehr erfolgreich. Ihre Anwesenheit war für Zürich bestimmt ein Gewinn; aber begreiflicherweise waren sie keine Förderer zürcherischer Eigenart, auch dann nicht, wenn sie zu den höchsten Ämtern aufstiegen.»

Adolf Guggenbühl hat hundertprozentig recht, wenn er erklärt: «Kulturpflege kann nur wirksam sein, wenn sich ihrer auch die Politiker annehmen.» Er hat ebenso recht, wenn er feststellt: «Wenn sich in einem lebenskräftigen Organismus eine Krankheit ausbreitet, dann werden auch die Heilungskräfte wach.» Und die Diagnose ist richtig, wenn er Kulturpolitik als Heilmittel empfiehlt!

Mit besonderer Genugtuung erfüllt uns, daß der «Schweizer Spiegel» die «Erstellung eines monumentalen öffentlichen Gebäudes» fordert. Wir hegen und pflegen diese Idee bei den Behörden seit Jahres PD. Dr. E. J. Walter hat dieses Postulat bei der letzten Geschäftsberichtsdebatte im Gemeinderat öffentlich begründet. Großartig, was Adolf Guggenbühl diesbezüglich schreibt: «Man sollte in Zürich den Mut haben, während der jetzigen Wirtschaftsblüte wieder einmal ein monumentales öffentliches Gebäude zu erstellen, das nicht nur Zweckbau, sondern künstlerisches Monument ist, Wahrzeichen und Symbol dieser Stadt.»

Weil wir, soweit es sich nur um das «Stadttheater» dreht, (bezüglich des Schauspielhauses sind wir geteilter Ansicht, was wir mit der Seite 3 dokumentieren), mit Guggenbühl einig sind, daß es sich hier um eine «deutsche Bühne» handelt, hoffen wir, daß der Stadtrat mit der Projektierung eines neuen Stadttheaters nun energisch vorwärts mache. Ein neues Stadttheater bietet die beste Chance, den sehnlichsten Wunsch der Zürcher nach einem monumentalen künstlerischen öffentlichen Bau zu realisieren. So schließen wir unsere Betrachtung mit der Verstärkung der Forderung nach dem Stadttheaterneubau. Die künstlerische monumentale Erfüllung dieses monumentalen Postulates wird mithelfen, «aus Zürchern Zürcher zu machen» – wie es euch gefällt! Hans Ott

Emil Staiger

Theater und Universität

Dieser Vortrag wurde von Professor Dr. Emil Staiger, Ordinarius für deutsche Literaturgeschichte der Universität Zürich an einer Ersekkonferenz des schweizerischen Bühnenverbandes in Olten gesprochen. Wir lassen den Text gekürzt folgen.

Die Universität ist nicht dazu da, Antwort zu geben auf die Frage: «Was soll ich tun, daß ich selig werde?» Sie hat auch nicht den Zweck, den Bürger unmittelbar und praktisch auf einen Beruf oder auf Pflichten, die der Staat ihm auferlegt, vorzubereiten. Ihr höheres und vielleicht zugleich bescheideneres Bildungsziel besteht darin, die ganze Weite dessen, was der Mensch vermag und ist, zu erschließen, damit es dem einzelnen möglich sei, in voller Kompetenz zu wählen, sich für sein Eigenes zu entscheiden und das, was er als das Seine erkennt, im Rahmen des Allgemein-Menschlichen und im Hinblick auf das Ganze zu pflegen. Ich gebe zu, daß diese Bedeutung der Universitas litterarum oft vernachlässigt werden muß, weil die Ökonomie des modernen Lebens sich vielen allzu gebieterisch aufdrängt. Ein Unglück aber wäre es, wenn wir sie jemals ganz vergessen würden. Und wo immer sie noch in Kraft ist, da müssen wir ein ganz seinen eigenen Intentionen überlassenes Theater als unsern Bundesgenossen betrachten, als einen Helfer, der vielleicht nicht immer in stande oder ge-

willt ist, auf seinem Feld die erwünschte Universalität zu verwirklichen, der aber bei allen Mängeln vor unseren Mittel- und Hochschulen eines voraus hat: daß er seine Gaben nicht mit mahndem erhabenem Zeigefinger und pädagogischem Nachdruck anpreist, sondern eine unbedingte Freiheit in Anspruch nimmt und gewährt.

In den Vorkriegsjahren und während des Krieges haben sich unsere Bühnen große Verdienste um die Festigung unseres politischen Sinnes erworben.

Das entsprach den Forderungen des Tages und wurde in weiten Kreisen mit gebührender Dankbarkeit vermerkt. Doch eben weil dieses Verdienst nicht wegzufallen oder doch nicht mehr so unentbehrlich ist wie noch vor einem Jahrzehnt, scheinen Zweifel über die Rolle des Theaters aufzukommen. Es sind dieselben Zweifel, denen die Hochschule, die sich nicht nur als Berufsschule auffaßt, ausgesetzt ist. Zerstören kann sie nur die Einsicht, daß die erschütternde oder erheiternde, alle Kräfte der Phantasie belebende Darstellung des Menschenwesens in seinem Reichtum, in seiner Bedenklichkeit und seinem Glanz ihre Rechtfertigung in sich selber trägt, so wie sich auch die vorurteillose, an keinen bestimmten Zweck gebundene, in wissenschaftliche Form gefaßte Antwort auf die Frage «Was ist der Mensch?» an sich rechtfertigen muß. Es ist die hohe Schule menschenwürdiger Freizügigkeit des Geistes. Und wenn die Freizügigkeit, die unsere Bildungsanstalten vermitteln sollen, an manche Voraussetzungen des Vorunterrichtes und

leider auch an Bedingungen pekuniärer Art geknüpft ist, so steht das Theater fast jedermann offen, dem wirklich an

echter Bildung

liegt. Es wäre natürlich ein Glück, wenn wir immer Aufführungen erwarten könnten, die ganz der Absicht des Dichters gemäß sind, auch dann, ja gerade dann, wenn seine Welt von der unsrigen weit entfernt ist und zu nächst Befremden auslöst. Denn eben in solchem Befremden kundigt sich eine weitere Unsicht an. Das Sonderbare beunruhigt; wir machen uns besser damit vertraut, und unversehens öffnen sich Tore zu bisher unbetretenen Reichen des Liebens- und Bewunderungswerten; dann kehren wir gestärkt und getrostet in unsere Wirklichkeit zurück und nehmen ihr Bedrückendes und Peinliches künftig gelassener hin, da wir Distanz gewonnen haben. Doch auch verfehlte Aufführungen haben ihren Bildungswert. Es ist mir oft genug begegnet, daß gerade solche die fruchtbarsten Diskussionen ausgelöst haben und das im Widerspruch Erkannnte bei vielen Studenten zu einem besonders sicheren Bewußtsein geworden ist. Freilich kann es auch wohl geschehen, daß eine mißratene Aufführung die Freude an einem Dichter verdirbt. Das wird aber kaum sehr oft der Fall sein. Das Schlechte läßt sich unsere Jugend noch weniger mit Gewalt einreden als das zweifelloso Vollkommene. Die Hauptsache ist die

Gärung des Mostes,

aus dem ein reifer, klarer und gealt-

voller Wein entstehen soll. Für diese Gärung zu sorgen, dürfte im Blick auf das Geschlecht, das heranwächst, unserer Bühnen erste Pflicht sein. Und nach meiner persönlichen Erfahrung bin ich davon überzeugt, daß sie ihr, gewiß nicht restlos – wie wäre das möglich? – aber meist in imponierender Weise genügen.

Es scheint etwas kühn, die Aufmerksamkeit der Behörden dafür in Anspruch zu nehmen. Wie sollen sie ihrer Sorge und ihr Wohlwollen einer Institution zuwenden, die ihre eigenen Wege geht und eigene Wege gehen muß, wenn sie sich selber treu sein soll, für die jedwelle nicht rein künstlerische Direktive tödlich wäre? Wir leben aber in einem Staat, der sich noch heute dieser Sorge seiner Behörden auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens rühmen darf. Unsere Universitäten erfreuen sich, trotz manchen Konflikten, einer weitgehenden Autonomie. Der Staat stellt die Mittel bereit und läßt die Dozenten in einem weitgesteckten Rahmen darüber verfügen. Wir haben uns daran gewöhnt, wir meinen, es dürfe nicht anders sein. Und doch zeugt diese Einrichtung von einem

grandiosen Vertrauen und, was wohl noch mehr bedeutet, von einem hohen Begriff von der Würde des Menschen.

Er, der Staat, ist darum bemüht, daß seine Bürger nicht nur Werkzeug in der Hand des Staates sind. Ich weiß, daß diese Idee sich in der Wirklichkeit nicht selten trübt und minder erhebenden, dringlicheren Anforderungen weichen muß. Doch ihre Leuchtspur ist

in unserem schweizerischen Bildungswesen noch sichtbar. Und wenn wir sie bewahren wollen, dann müssen wir wünschen, daß ihr ganzer Segen auch unseren Bühnen zuteil wird. Die Hoch- und Mittelschulen können allein das Erforderliche nicht leisten. Die beste Vorlesung über Schiller ersetzt eine wohlgedungene Inszenierung der Wallenstein-Trilogie nicht. Die Einbildungskraft der Studenten und Dozenten ist nicht stark genug, um die szenische Wirklichkeit zu ersetzen. Der Übergang vom Vorgestellten zum Anschaulichen ist selber wieder eine unersetzliche Lehre. Was ein Vers vermag, «wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt», was Adel der Gebärde sei, wo soll das unsere Jugend erfahren, wenn eine gediegene Bühne fehlt? Wo drängen sich die letzten Fragen des Schicksals ungeheurer auf als vor der Rampe im dunkeln Raum? Kein Unterricht und keine Wissenschaft greift so unmittelbar ans Herz, regt so den ganzen Menschen auf. Drum reden wir dem Theater das Wort, nicht der Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet, das wäre zu eng und ginge am Wesentlichen vorbei; aber dem Theater, in dem das Welttheater vorgespielt wird, das der Gelehrte nicht entbehren mag und das auf den Werdenden eine magische Anziehungskraft ausübt als Antizipation des Lebens.

21/Redaktion: Hans Ott, Zürich
Photos: W. E. Baur, W. Dräyer, Guggenbühl, Schauspielhaus Zürich
Verlag: Cicerone-Verlag Zürich
Druck: Genossenschaftsdruckerei Zürich